Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 10 (1934)
Heft: 52

Artikel: Begegnung mit einem bösen Tier [Fortsetzung]
Autor: Castell, Alexander
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-755030

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Begegnung mit einem bösen Tier

ROMAN VON ALEXANDER CASTELL

8

Copyright 1934 by Alexander Castell

Ach nein, er hat früher wohl auf sehr großem Fuß gelebt, aber jetzt ist er sehr vernünftig . . . man möchte ihn gar nicht anders wünschen.» «Na also, was machen Sie sich dann Sorgen . . . Kinder haben Sie auch noch nicht?»

«O Gott, nein . . .», ruft Rosy aus.

«Wird schon noch kommen . . .», sprudelt Hilde wieder los, «wenn man am wenigsten dran denkt, ist was los. Das ist auch so eine ewige Sorge, wenn man nicht verheiratet ist . . .»

«Ich habe eigentlich noch nie daran gedacht, daß ich ein Kind haben könnte», sagt Rosy ernst.

«Na, nun denken Sie mal drüber nach, es ist vielleicht bald an der Zeit . . .»

Rosy geht nach dem Nachtessen ins Office vom vierten Stock hinauf. Natalje ist nicht da, das Telephon surrt fortwährend, die Etagenkellner nehmen Platten und Teller aus dem Aufzug und stürmen mit beladenen Servierbrettern in die Gänge. Rosy nimmt sich Betttücher aus einem Schrank und geht in Nataljes Zimmer hinauf. Sie öffnet mit ihrem Passepartout und stellt dann ihre Handtasche auf einen Stuhl.

Es ist heiß im Raum. Sie öffnet das Fenster und löscht das Licht aus. Am Fenster gegenüber steht ein junges Mädchen vor einem Spiegel und setzt sich einen kleinen Hut auf. Sie schaut sich lange an und scheint mit sich zufrieden zu sein.

Rosy zieht im Zwielicht ihr Bett an, wäscht sich dann und überlegt, ob sie jetzt wirklich schlafen will.

Sie wacht wieder auf, als das Telephon surrt. Natalje, die angekleidet auf ihrem Bett liegt, geht hinunter. Rosy ist ganz wach geworden. Sie will morgen vormittag an Boromäus' Bureau telephonieren, um auf den Abend ein Rendez-vous zu bekommen. Wie sie ihm das erklären will, weiß sie nicht. Wenn man Geld leiht, muß man Garantien geben. Aber sie hat ja nichts zu geben. Wenn sie ihm sagen würde, daß Gustav Adolf Martini ihr Großvater ist, würde sich Boromäus bei ihm erkundigen, und der Alte würde schreiben, daß er zeitlebens nie eine Garantie weder für Rosy noch für Carl Erich übernehmen wird.

Alles ist schwierig.

Nach einer halben Stunde kommt Natalje wieder herauf. «Es war ein junges Pärchen, sind im Automobil gekommen . . .» Sie lacht: «Sicher nicht verheiratet . . .»

«Woher wissen Sie das?»

«Nun, das hat man so im Gefühl . . . mag es ihnen wohl bekommen . . . ich habe in meinem ganzen Leben geträumt, eine solche Fahrt zu machen . . . und jetzt bin ich zu alt . . .»

«Ach was», protestierte Rosy, «du siehst doch gut aus.»

«Aber, Kleines», erwiderte Natalje, «ich bin doch vierzig . . .» Sie zieht sich jetzt aus und legt sich ins Bett, Rosy sieht ihr Profil, ihre etwas große Nase gegen den blassen Nachthimmel. Sie denkt an ihren Ausblick in der vorigen Nacht aus der Villa mit dem hohen, steilen Dach gegen das Dunkel der Bäume. Ihr ist, als sei es lange her, als sei sie aus einer schweren, unheimlichen Luft von weither herübergekommen, zu Menschen, die sie wohl leichter verstünden, die eher ihre Sprache reden als jener alte Herr mit dem dicken Hals, der ihr leibhaftiger Großvater ist und doch mondfern von ihrem Gefühl.

Da ist Natalje, die sie vielleicht ein dutzendmal gesehen, von der sie wie ein Kind behandelt wird, und die «du» zu ihr sagt, was ihr wohltut. Natalje ist aus einer stolzen Höhe zu einer tiefen Demütigung gekommen. Sie wird nie mehr eine Großfürstin sein und sich mit keinem Gardeoffizier verheiraten, denn wo ist jetzt der Uebermut und die Pracht dieser verführerischen Gesichter. Natalje ist jetzt Zimmermädchen, schon viele Jahre, sie träumt ja wohl manchmal von diesem Anderen, Vielfarbigen, wie von einer verklungenen, unvergeßlichen Melodie, aber sie hofft nichts zurück. Sie ist ergeben . . .

«Ich hab' eine große Sorge», sagt auf einmal Rosy.

«Was sagst du, Kleines?» singt Nataljes Stimme, «warum hast du Sorgen, du bist noch so jung und hast einen Mann und bist glücklich mit ihm, wie willst du Sorgen haben?»

«Es ist wegen viel Geld . . .», seufzt Rosy, «du darfst nie zu einem Menschen davon reden, wenn ich es dir erzähle . . .»

«Aber Kleines, wo denkst du hin?»

«Ich muß in ein paar Tagen viel Geld finden . . .», seufzt Rosy wieder . . . «ich muß es für einen Mann haben, den ich sehr liebe . . .»

«Warum sagst du nicht, daß es für deinen Mann ist?»

«Er ist nicht mein Mann . . .»

Natalje dreht den Kopf herüber, und Rosy sieht jetzt nicht mehr ihre etwas kühne Nase, sondern die sanfte Rundung ihrer Wange: «Wie merkwürdig, hast du einen Geliebten?»

«Aber nein . . .»

«Ist es dein Bruder?»

«Ich habe keinen Bruder . . . aber es ist ein Mann, den ich liebe . . . und wenn ich das Geld nicht finde, wird es sehr schlimm sein . . .»

«Das glaubt man immer, aber dann findet man das Geld nicht und alles geht doch weiter und die Welt steht nicht still . . .»

«Wenn ich das Geld nicht finde», sagt Rosy fast tonlos, «kommt er ins Gefängnis . . .» Und plötzlich fängt sie ganz leise zu weinen an. Es ist ihr so furchtbar traurig zumute, als ob alles, was sie seit gestern erfahren, tief in ihr gewühlt und nun auf einmal ganz offen daläge.

«Aber, Liebes», fährt Natalje in ihren Kissen auf, steigt aus dem Bett und kommt heran. Sie setzt sich in ihrem langen Nachthemd auf Rosys Bettrand, ihre Füße hängen über das schmale Eisenbett und sie umschlingt Rosys Hals, und Rosy hat ein sehr seltsames Gefühl. Etwas, was ihr kaum je geschehen ist, daß man so zärtlich und hingegeben zu ihr war, kommt ihr nun wundersam vor: «Ich darf ihn nicht im Stich lassen», sagt sie und wischt sich die Tränen von den Wangen . . .

«Aber wenn du es nicht findest . . .? Wie willst du auch heute, wo alle so wenig haben, so viel Geld finden, du Armes . . .»

«Ich kenne jemanden, aber ich weiß nicht, wie es ausgehen wird», äußert Rosy nachdenklich.

«Kennst du ihn gut?»

«Ein wenig . . .»

«Ist er in dich verliebt?»

«Ich glaube, er hat mich einmal küssen wollen . . .»

«Das beweist nichts . . . die Männer wollen uns oft küssen, aber es ist keine Liebe, es ist nur eine Laune . . .» Natalje denkt nach: «Wie ich sechzehn war, gab es in Petersburg eine aufregende Geschichte. Die Frau eines hohen Beamten hatte, um Schulden zu zahlen, ihren Schmuck versetzt und nun sollte er verkauft werden, wenn sie ihn nicht auslösen kann. Sie hat dann mit einem Freund meines älteren Bruders gesprochen, der aber war gemein. Sie war schön, und er wollte das Geld nicht so geben. Aber sie konnte nicht anders, und er gab ihr ein Rendez-vous in einem Hotel, wo man sich treffen konnte. Dort sieht sie zufällig ein Freund, ein junger Mensch, der eine Tänzerin erwartete. Sie wird ohnmächtig vor Entsetzen und erzählt ihm alles. Der junge Herr gibt ihr das Geld, schickt sie nach Hause und verhöhnt den anderen. Es gibt eine wüste Geschichte zwischen den beiden, aber das wäre nicht schlimm gewesen. Er hat die Affäre der Tänzerin erzählt, und eine Freundin dieser Tänzerin kannte sehr gut den Mann der Dame . . . Sie hat ja nichts Böses getan, aber sie ist doch hingegangen . . . man hat die schöne Frau sehr diskutiert und den Freund meines Bruders ausgelacht. Der junge Mensch, der sie gerettet hat, war ein Prinz aus dem Kaukasus . . . solche Dinge kamen damals vor . . . es gab noch Kavaliere . . . jetzt ist das wie ein Märchen . . .»

Rosy hat mit großen Augen zugehört: «Und das, glaubst du, kann heute nicht mehr vorkommen?»

«Es gibt keine Kavaliere mehr, es gibt keine Leidenschaften mehr . . . es gibt gar nichts mehr . . . wird das alles einmal wieder kommen? Das weiß man nicht . . . so, jetzt schlaf. . .» Sie küßt Rosy und geht wieder in ihr Bett zurück.

Rosy hört, wie Natalje jetzt ruhig atmet.

*

Carl Erich hat an diesem Abend in einem der Häuser am Park gearbeitet. Er geht rasch und unter großer Spannung heim. Er hört elf Uhr schlagen. Wird Rosy da sein? Hat er refüsiert? Was soll er dann anfangen? Er kann doch nicht bis zum Ende warten, während das Wasser Tag für Tag höher steigt.

Wie er in den Gang tritt, sieht er im Fach, wo sein Schlüssel hängt, ein Telegramm. Er ist so erregt, daß er zögert. Er steckt das Papier in die Tasche und geht wieder hinaus. Unter einer elektrischen Lampe macht er es auf.

Er weiß erst nicht, was er denken soll. Ist der Alte nicht da, vielleicht verreist, kommt aber bald zurück und zum Trost sagt das gute Kind: «Mache das Geschäft.» Oder er ist dagewesen und macht Konditionen, entschließt sich langsam, aber es ist Hoffnung.

Carl Erich geht jetzt gegen die Stadt. Im Gehen wird er zuversichtlicher. Sie hätte doch nicht telegraphiert: «Mache das Geschäft», wenn sie nicht irgendeinen Anhaltspunkt gehabt hätte. Denn bei Abwesenheit des Alten wäre doch der Brief noch geschlossen.

Das erscheint ihm logisch, und doch kommt es ihm wie ein Wunder vor. Und gibt es denn heute noch Wunder? Und wie schrecklich, daß er seine Existenz auf ein Wunder abzustellen hat.

Carl Erich steht jetzt vor dem großen Edenkino, wo die Leute eben herauskommen. Ohne daß es einen Sinn hat, stellt er sich da an und schaut.

Da sagt eine Stimme neben ihm: «Wartest du auf mich?» Er erschrickt und lacht dann. Es ist Maria Waldersee. Sie steht groß und schlank vor ihm: «Ich hab dich nicht hier vermutet. Wartest du wirklich auf jemand?»

«Ach nein, ich komme zufällig hier vorbei . . . seit wann bist du hier?»

«Seit gestern, ich wohne im ‚Rex', ich reise übermorgen zu meiner Schwester nach Bayern . . .»

«Wie merkwürdig, daß man sich so trifft», sagt er, «du siehst gut aus . . . du wirst immer gut aussehen, das ist dein Schicksal . . .»

Sie lächelt: «Komm ein paar Schritte mit mir . . .» Sie gehen durch die große Allee und kommen dann zum Park. Drüben sehen sie die Lichter vom «Regina». Da steht sie still: «Setzen wir uns hier und erzähl mir von dir.»

Sie sitzen unter einem Baum, sind zwei dunkle Silhouetten: «Daß man mir ‚Lilienberg' verkauft hat, weißt du?» hebt er an.

«Ja ...», sagt sie ruhig, «du hattest dich doch schon lang damit geplagt ... wenn du es selber verkauft hättest, wäre es natürlich besser gewesen, aber nun ist es einmal so ... Güter von der Art bringen doch nichts mehr ein. ..»

«Es war ein Malheur», gibt er zu, «eigentlich nicht ‚Lilienberg', sondern daß ich den Größenwahn hatte, es halten zu wollen ... ich war ein Idiot, ich habe es nicht über mich gebracht, so vor der ganzen Welt abzublasen.»

«Was tust du denn jetzt?»

«Ich arbeite ...»

«Was?»

«Das kann ich dir, Liebes, nicht erzählen, es ist etwas so Groteskes, daß du ohnmächtig würdest, aber ich hatte gar nichts mehr, kaum noch ein paar Mark in der Tasche und das Mädel bei mir ...»

«Und du bringst dich durch?»

«Gewiß ... für den Augenblick wenigstens ...»

«Wer hätte das gedacht», sagt sie nachdenklich, «und wie lange wirst du nun noch bei dem, was du grotesk heißest, bleiben?»

«So wenig lang als möglich, sonst geh' ich moralisch kaputt ... ich suche eine Stelle auf einem Gut oder dann ein ganz kleines Gütchen, das ich selbst bewirtschaften würde. Ich hab' das Gefühl, daß ich auf dem Lande wieder zu mir selber käme ... ich möchte einmal arbeiten wie ein Bauer, das macht gesund.»

«Du fühlst dich krank?»

«Nicht körperlich, doch ‚Lilienberg' hat mich kaputt gemacht. Ich habe ein Vermögen hineingesteckt, und als ich sah, daß ich so nicht weiterkommen konnte, hat mir die Börse den Rest gegeben. Das war Leichtsinn ... und der letzte Grund der Kalamität, daß ich eben, wie so viele, mehr scheinen wollte, als ich war ... Ich hätte vor fünf Jahren schon liquidieren und mich zurückziehen sollen ...»

«Das war 1928 ... im Sommer, als ich mich scheiden ließ ... ich war dreiundzwanzig ...»

Carl Erich antwortet nichts. Er sinnt. Ja damals war eine glückliche Zeit, eine glückliche Zeit ging ihrem Ende entgegen, und darum genoß man sie mit allen Nerven.

«Du bist, Lieber, damals eine große Enttäuschung für mich gewesen, denn ich hatte es doch deinetwegen getan ...»

«Weißt du, es ging schon damals nicht gut, aber ich hatte noch den Glauben, daß ich es durchhalten werde. Dann wäre eine Basis gegeben gewesen. Ich konnte doch nicht verantworten, dich in diese Geschichte hineinzuziehen, die ich dumpf kommen fühlte. Solange ich mit dem Kind allein war, hatte ich weniger Verantwortung, und diese kommt mir heute schon ungeheuerlich vor.»

«Wenn du mich sehr geliebt hättest, hättest du an dies alles nicht gedacht ...»

«Ich war zu alledem abergläubisch. Ich hatte die Idee, daß wenn ich wirklich recht glücklich wäre, es mit dem Geld schlechter gehen müßte. Denn wenn ich, seit Ceciles Tod, mit einer Frau glücklich war, ist immer der Teufel dazwischen gekommen, irgendeine Geldkatastrophe losgegangen. Das Schicksal verzeiht es mir nicht ...»

«Und nun? Bist du trotz allem weitergekommen?»

«Ich hab' wirklich nichts mehr ...»

«Bist du hier im Hotel?»

«In einem sehr bescheidenen ...»

«Und die Kleine?»

«Sie ist gestern für zwei Tage zu ihrem Großvater gefahren ...»

«Ist sie nett?»

«Ach weißt du ... so was Liebes ...»

«Sieht sie dir ähnlich?»

«Sie ist genau wie Cecile, als sie achtzehn war ... manchmal kommt es mir ganz unheimlich vor ...»

«Und wie stehst du mit Gustav Adolf Martini?»

«Gar nicht. Er hält mich für einen gemeingefährlichen Menschen. Wenn er mich durch Gedankenübertragung töten könnte, wäre ich schon bald zwanzig Jahre unter der Erde ...»

Maria lacht: «Sehr amüsant ...»

«Vielleicht kommt es aber doch besser ... vielleicht kann Rosy die Sache machen ...» Er träumt. Wie herrlich wäre es, wenn sie es machen könnte, dann finge das neue Leben an. Dann hätte er wieder Kraft in sich. Wenn er nur diese schreckliche Geschichte los wäre.

«Und wenn du nachher dein kleines Gütchen hättest, könnte ich zu dir kommen? Weißt du, nur so als paying guest ... Ich hab' grad soviel, daß ich mich durchbalancieren kann ...»

«Bist du ein Kind ...»

«Weißt du, ich hab' mir nie vorgestellt, mit einem anderen Mann leben zu können, als mit dir ...» Sie atmet ein paarmal: «Mit wem bist du jetzt?»

Er lacht: «Ich lebe wie ein Mönch ...»

Sie hat sich aufgerichtet: «Ist das möglich ... dann gib mir einen Kuß ... schnell ...» Sie schlingt ihren Arm um seinen Nacken ...

Als er wieder zu Atem kommt, sagt er: «Wie merkwürdig, daß wir uns treffen mußten ...»

«Ich fände das herrlich, mit dir auf dem Land zu sein ... dann müßtest du versuchen, ob wir nicht zusammenleben könnten ... denn so in einem einsamen Haus wäre es doch etwas ganz anderes, als früher in den Hotels ... und das Kind würdest du während dieser Zeit zu ihrem Großvater schicken ... sie könnte sich auch bald verheiraten ... Mit dem Gustav Adolf im Hintergrund ist sie wohl eine glänzende Partie ...»

Carl Erich sagt nichts. Er wagt noch nicht so weit zu denken. Er ist wieder abergläubisch. Er hat die präzise Idee, daß wenn er irgendeinen so schönen Plan machte, die Affäre vom Monatsende nicht zustande käme. Und was würde dann sein? Er weiß es nicht. Er wagt es nicht einmal, diese Situation ganz zu Ende zu denken. Er sieht selbst darin einen großen Fehler, daß er manchmal recht traurige und beklemmende Dinge nicht zu Ende denken kann. Es kommt wohl auch daher, daß bis zu seinem fünfunddreißigsten Jahr eine solche Nötigung auch nicht von ferne bestand. Und im allerletzten Grunde glaubt er auch jetzt noch an eine Zukunft ... aber gerade das, daß er so grundlos auf seine Zukunft hofft, macht ihm wieder Angst, denn diese grundlosen Erwartungen sind Märchen und können in unserer Zeit vor einem irgendwie klaren Hirn nicht mehr bestehen ... denn, was das Geld anbetrifft, gibt es keine Mirakel. Hat es je welche gegeben? Carl Erich hat noch nie einen Beweis dafür gehabt. In seinen eigenen Kombinationen ist immer das Schlimme, das Unangenehme eingetroffen, wenigstens seit der Zeit, wo er überhaupt auf Kombinationen angewiesen war. Daß Maria hier ist und ihm wie ein Widerschein seliger Zeiten erscheint, ist auch so eine Tücke des Schicksals. Er muß sie in dieser Nacht treffen, wo ihm der Gedanke an dieses Telegramm, das er in seiner Tasche hat, den Atem abschnürt. Maria ist schön und heiter und achtundzwanzig ... und sie liebt ihn ... und wo wird er vielleicht am ersten Juli sein ... wird nicht alles verloren sein können ... und wie wird er sich mit Rosy auseinandersetzen. Er möchte es ihr doch erklären, daß er kein Brigant ist, daß alles so harmlos gekommen war und daß es ihn jetzt eben erwürgt ...

«Was denkst du?» fragt Maria. Sie sehen vor sich in die Dunkelheit. Es ist eine der warmen Nächte, wo man früher mit gepackten Koffern ans Meer, in die Fremde fuhr ...

Maria schlägt ihm wieder den Arm um den Hals: «Ich möchte diese Nacht bei dir bleiben ...», sagt sie leise ... «ja?»

VII. Kapitel.

Es ist an diesem Morgen Unruhe im Hotel. Eine junge Amerikanerin, die in der zweiten Etage auf den Park zu wohnt, hat am Abend vorher Veronal genommen und ist nicht mehr wach zu bringen. Ihre eigene Maid hat sie gegen neun Uhr in einer lethargischen Erstarrung gefunden. Der Arzt ließ sie ins Krankenhaus transportieren. Man sagt, sie sei ein Mädchen mit heiterem Gemüt gewesen und ohne Sorgen. Man kann sich diesen Versuch des Suicidiums nicht erklären.

Die Maid ist eben wieder aus dem Krankenhaus zurückgekommen. Der Zustand kann mehrere Tage dauern, bis es sich entscheidet.

Rosy hat es von Frau von Breitenbach erfahren. Wie traurig das ist. Das Mädel ist kaum über zwanzig.

Rosy ist gegen zehn eine Viertelstunde frei und geht in die Telephonzentrale. Aber man kann ihr dort Boromäus' Nummer nicht geben. Sie könnte sie vielleicht bei der Direktion erfahren. Aber da ist Hilde, und das stört sie.

So geht sie zum Reklamechef, bei dem sie ja auch offiziell angestellt ist, bei dem sie als Inserat oder Lichtaffiche in den Büchern figuriert. Der Mann ist nicht in seinem Büro. So wartet sie. Sie ist beklommen, denn was würde sie anfangen, wenn er bei ihrem Anblick rufen würde: «Ausgezeichnet, daß ich Sie sehe, habe Sie schon seit ein paar Tagen zu erreichen versucht. Ich muß Ihnen nämlich zu meinem großen Bedauern mitteilen, daß die Gesamtunkosten des Hotels derart reduziert werden müssen, daß wir, so leid es uns tut, nach Monatsende auf Ihre hiesige Tätigkeit verzichten müssen ...»

So könnte er höflich reden, denn Boromäus wird ihm doch gesagt haben, daß er sie nett behandeln soll. Er wird eine Form finden, sie mit einer ruhigen Geste zu entlassen. Vielleicht ist das eine Gewohnheit, daß er seine Freundinnen so unterbringt. Und, wenn er sie satt hat oder wenn das in ihrem Fall vorhandene Mißverständnis sich zeigt, werden sie wieder weggeschickt.

Hilde würde sich über eine solche Tatsache gar nicht aufregen. Sie findet diese Art von Männer ganz normal. Sie akzeptiert den Zustand. Sie fühlt sich nicht geboren, um die Welt im allgemeinen oder den Charakter der Männer im besonderen zu ändern.

Wenn es nun so wäre, könnte Rosy ihm das mit dem Geld überhaupt nicht vorlegen. Aber handelt es sich für sie darum, ob es schwierig ist, ob für sie darin eine Demütigung liegen kann?

Dann denkt Rosy auch schon den ganzen Morgen an das, was ihr Natalje in der Nacht gesagt hat, an die Geschichte vom Freund ihres älteren Bruders, der der schönen Frau das Geld, wie Natalje sagt, nicht «so» geben wollte ... Rosy geht es kühl über den Nacken. Wenn Boromäus sagt: «Ja, ich leihe das Geld, aber ...»

Es geht ihr nun wie Carl Erich. Sie kann es nicht zu Ende denken. Sie hat auch gar keine deutliche Vorstellung davon. Sie ist nur unruhig. Sie will jetzt auch nicht weiter darüber nachsinnen. Sie will warten ...

Da geht die Türe auf. Der Mann sieht sie dasitzen und schaut sie überrascht an: «Ich bin die Volontärin bei Frau von ...», fängt Rosy an.

«Ach ja», sagt er, «womit kann ich Ihnen dienen?»

«Könnte ich die Telephonnummer von Dr. Boromäus bekommen? Ich hätte ihm eine Mitteilung zu machen.»

«Wollen Sie wieder weg?»

«Nein», sagt Rosy, «es ist etwas Privates ... aber ich sollte die Nummer von seinem Büro haben ...»

«Wir haben im allgemeinen Order», sagt der Mann, «weder Adressen noch Telephonnummern zu geben, aber ich kann veranlassen, daß man Ihnen von seinem Büro anläutet ...»

«Könnte das noch heute sein?» Rosy lächelt dem Mann sehr charmant ins Gesicht.

«Wenn Ihnen sehr daran liegt ...» Er nickt ihr zu und geht an seinen Schreibtisch.

Im Laufe des Vormittags vernimmt sie nichts mehr. Sie fühlt eine große Stille der Erwartung in sich. Wird sie heute noch von ihm hören? Wird sie ihn sehen? Vielleicht wird er auch ganz anders sein, als sie sich vorstellt. Vielleicht gütig und lächelnd, als ob es eine Kleinigkeit wäre. Dann erst würde sie ihm sagen, daß Gustav Adolf Martini ihr Großvater ist. Sie will ihm alle nötigen Scheine unterzeichnen und er braucht keine weiteren Sorgen für das Geld zu haben.

Hilde spricht beim Mittagessen von der jungen Amerikanerin. Man weiß nicht, warum sie's gemacht hat. Sie hat nicht Liebeskummer gehabt, sie ist auch sehr reich und sollte morgen zu ihrer Familie fahren, die sie in Bremen erwartet.

«Aber sie muß doch einen Grund gehabt haben», wendet Rosy ein.

«Sie hat sich vielleicht gelangweilt ...», überlegt Hilde. «Das ist eine Temperamentsfrage. Es gibt Menschen, die die Langeweile umbringt ...»

«Das ist dann eine Krankheit ...»

«Die wir jedenfalls nicht haben ...» Hilde stellt nun eine Theorie auf, nach welcher der scheinbare Widersinn dieser gesamten irdischen Einrichtung sehr weise vorgesehen ist, damit wir in ständiger Bewegung und Aufregung sind und nie zur Ruhe kommen sollen.

«Könnte nicht dabei ein wenig zu viel der Weisheit verschwendet worden sein?» fragt Rosy.

«Was Sie sagen, ist eine richtige Blasphemie», behauptet Hilde.

Rosy kommt an diesem Nachmittag in unsägliche Unruhe. Aber bald wärmt sie wieder die Zuversicht. Was für ein glücklicher Zufall, daß er sie für eine verheiratete Frau hält, denn einem siebzehnjährigen Mädchen würde man Geld überhaupt nicht geben.

Gegen fünf Uhr überlegt sie, ob sie nicht beim Reklamechef anläuten will. Aber sie läßt es. Gegen halb sechs gibt sie es auf, noch heute einen Anruf zu bekommen, denn das Büro von Boromäus muß um sechs Uhr schließen.

Es ist sechs vorbei. Sie sitzt im Büro der Frau von Breitenbach, einem fensterlosen Raum, der zwischen dem Innengang und dem Office der ersten Etage liegt, als das Telephon läutet. Die Hotelzentrale sagt nur: «Hier Büro Dr. Boromäus ...» Rosy hält mit bebendem Herzen den Hörer ... aber es kommt nichts mehr. Nach einer Weile fragt die Zentrale: «Haben Sie gesprochen?» Darauf: «Es ist niemand mehr da, warten Sie einen Augenblick, vielleicht ruft man wieder an.»

Rosy wartet mit gequältem Gesicht, verlangt den Reklamechef. Er ist aber schon weg. Nun sind eine Nacht und ein Tag vergangen und sie ist immer noch nicht weiter. Was muß Carl Erich sich vorstellen? Rosy geht einer schlechten Nacht entgegen.

Am nächsten Morgen setzt sie sich in aller Frühe mit dem Reklamechef auseinander. Der Mann hat gestern hintelephoniert. Er kann nicht mehr tun. Den ganzen Vormittag geschieht nichts. Rosy quält sich über alle Maßen. Vielleicht ist er gestern abend am Apparat gewesen.

Es ist schon drei Uhr vorbei, als Frau von Breitenbach sie ruft: «Von Dr. Boromäus», sagt sie. Sie spricht das «r» hinten im Gaumen.

Rosy nimmt mit großer Aufregung den Hörer in die Hand: «Ja ...», sagt sie, «Herr Dr. Boromäus?» Es ist wieder niemand am Apparat, aber sie hört, wie eine Frauenstimme spricht ... Jetzt kommt sie wieder: «Hier Büro von Herrn Dr. Boromäus, womit kann ich Ihnen dienen?»

«Hier Volontärin vom ‚Regina', kann ich mit Herrn Dr. Boromäus sprechen?»

«Herr Dr. Boromäus ist seit vorgestern verreist ... hier spricht seine Sekretärin. Kann ich die Angelegenheit nicht für ihn erledigen?»

«Es ist privat», sagt Rosy. Sie hat sich setzen müssen: «Wann wird er zurückkommen?»

«Weiß ich leider nicht ... er kommt wohl in den nächsten acht Tagen noch einmal her, oder dann telephoniert er ... was soll ich ausrichten?»

«Daß ich ihn dringend zu sprechen wünsche, notieren Sie bitte, die Volontärin vom ‚Regina'.»

«Oh, ich weiß schon», sagt die andere, «ich will es ganz bestimmt besorgen ...» (Fortsetzung folgt)